

# Concordia Theological Monthly

Continuing

LEHRE UND WEHRE  
MAGAZIN FUER EV.-LUTH. HOMILETIK  
THEOLOGICAL QUARTERLY-THEOLOGICAL MONTHLY

Vol. VII

April, 1936

No. 4

## CONTENTS

	Page
The Principles and Teachings of the Dialectical Theology. Th. Engelder.....	241
Der Pietismus. Theo. Hoyer.....	252
Biblical Methods of Poor-Relief. Virtus Gloc.....	262
Der Schriftgrund fuer die Lehre von der satisfactio vicaria. P. E. Kretzmann.....	278
Dispositionen ueber die erste von der Synodalkonferenz angenommene Evangelienreihe .....	281
Miscellanea.....	296
Theological Observer. — Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	300
Book Review. — Literatur.....	311

Ein Prediger muss nicht allein *weiden*, also dass er die Schafe unterweise, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Woelfen *wehren*, dass sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verfuehren und Irrtum einfuehren. — *Luther*.

Es ist kein Ding, das die Leute mehr bei der Kirche behaelt denn die gute Predigt. — *Apologie, Art. 24*.

If the trumpet give an uncertain sound, who shall prepare himself to the battle?  
*1 Cor. 14, 8*.

Published for the  
Ev. Luth. Synod of Missouri, Ohio, and Other States  
CONCORDIA PUBLISHING HOUSE, St. Louis, Mo.



ARCHIVES

bother about forming it "dialectically." The Christian is not asking them to do so. He is not asking them to do so in *any* doctrine. But the dialecticalists are bound to reduce all doctrines to the terms of the dialectic, and instead of assurance in theology we get uncertainty and confusion.

We have no use for a theology which bases its teachings on a nebulous "Word of God" and buttresses them with precarious pronouncements of philosophy.

TH. ENGELDER.

(To be continued.)

---

## Der Pietismus.

(Fortsetzung.)

In der Vorrede zu seinen *Pia Desideria* sagt Spener: „Das Elend [in der Kirche], welches wir beklagen, lieget vor Augen, und ist niemand verboten, seine Tränen über dasselbe nicht nur im Geheim zu vergießen, sondern sie auch an den Orten fallen zu lassen, wo sie andere sehen und so zum Mitleiden als Mitraten bewogen werden mögen.“ Und den ersten Teil der Schrift, in dem er den verderbten Zustand der Kirche schildert, beginnt er so: „Wenn wir mit christlichen und nur etwas erleuchteten Augen — nach unsers Erlösers Ermahnung, die Zeichen der Zeit und deren Beschaffenheit zu beurteilen — den jetzigen Zustand der gesamten Christenheit ansehen, so möchten wir billig mit Jeremias (9, 1) in die klagenden Worte ausbrechen: „Ach, daß wir Wassers genug hätten in unsern Häuptern und unsere Augen Tränenquellen wären, daß wir Tag und Nacht beweinen möchten den Jammer unsers Volkes!“ Er beschreibt dann erstlich, wie traurig es im „weltlichen“ Behrstand und im „geistlichen“ Behrstand aussieht; davon haben wir in früheren Artikeln gehandelt.

„Da es nun in den Ständen also gehet, welche am meisten sollten regieren und zur Gottseligkeit führen, so mag nun leicht erraten werden, wie es in dem dritten Stande [Laien] gehet.“ Trunksucht wird kaum mehr für eine schwere Sünde gehalten; Rechtsprozesse sind allgemeine Gewohnheit geworden und ein Werkzeug der Rachgier, Unbilligkeit und unziemlicher Begierden; Selbstsucht ist die Triebfeder in Handel und Wandel; Wohltätigkeit ist eine vergessene Tugend. Vor allem aber hat sich eine falsche Sicherheit in der Kirche eingebürgert. „Wie viel sind derjenigen, welche ein so offenbar unchristliches Leben führen, daß sie selbst nicht in Abrede sein können, es gehe in allen Stücken von der Regel ab; ohne Voratz, auch künftig anders zu leben, bilden sie sich gleichwohl mit fester Zubersticht ein, daß sie selig werden wollen. Fragt man, worauf sich dies gründe, so wird es sich finden, wie sie auch selbst bekennen, daß sie sich darauf verlassen, weil wir ja nicht dürften

aus unserm Leben selig werden, so glaubten sie ja an Christum und setzten all ihr Vertrauen auf denselbigen; daher könne es nicht fehlen, sie würden gewiß aus solchem Glauben selig; halten deswegen die fleischliche Einbildung eines Glaubens — da ja der göttliche Glaube nicht ohne den Heiligen Geist, dieser aber bei vorfälligen und herrschenden Sünden nicht sein kann — für den Glauben, der da selig mache, welches ein so schrecklicher Betrug des Teufels ist, als irgendein Irrtum gewesen oder sein mag, einem solchen Hirngespinnst eines sichern Menschen die Seligkeit zuzuschreiben.“ Es zeigt sich überall ein totes Gewohnheitschristentum; „wir können nicht leugnen, daß derjenigen nicht wenige sind, die da meinen, ihr ganzes Christentum bestehe darin, als hätten sie des Gottesdienstes über genug getan: wenn sie getauft wären, das göttliche Wort in Predigten hörten, beichteten, die Absolution empfangen und zu dem heiligen Abendmahl gingen. Ob ihr Herz aber bei solchem Dienst sei, ob die Früchte nachfolgten, fragen sie nicht und finden darin schon ihre Beruhigung, daß die Obrigkeit nichts Strafbares an ihnen findet.“

Wo es so in der Kirche steht, da fehlt es vornehmlich an einem Stück: an der rechten, ernstern Kirchenzucht. Darin lag die Wurzel des Übels, in der Art und Weise, wie die Kirchenzucht geübt (bzw. nicht geübt) wurde. Die Ausübung der Kirchenzucht lag eben auch in der Hand der Obrigkeit. Dem Reformationszeitalter war es gewiß klar, wie es hätte sein sollen; das geht aus dem früher (VI, 819) angeführten Wort Melancthons hervor; auch die „Wittenbergische Reformation“ (ebenda, S. 820) betont noch das Gericht der Kirche, obgleich da schon die Obrigkeit hineingezogen wird. Eine Zeitlang scheint man darüber verhandelt zu haben, ob die Prediger allein exkommunizieren sollten oder ob die Kirchenzucht einem besonders dazu ernannten Körper anheimgegeben werden sollte. Anfangs des 17. Jahrhunderts war es wohl Regel, daß der Pastor dem Sünder das Abendmahl verweigerte; wenn derselbe unbußfertig blieb oder öffentliches Ärgernis gab, wurde der Fall an das Konsistorium berichtet. Die Mecklenburger Kirchenordnung von 1570 erläutert das Wort Christi „Sage es der Gemeinde“ (Matth. 18, 17) so: „Sage es dem Konsistorium.“ Der nächste Schritt war dann, wie zuvor ausgeführt, daß die Konsistorien eine Abteilung der Staatsobrigkeit wurden. „Das geistliche Element tritt zurück. Sie werden zu rein staatlichen Behörden, welche die Kirche nach staatlichen Rücksichten und juristischen Grundsätzen regieren. Wo man eigene Konsistorien, abge sondert von den übrigen staatlichen Behörden, hatte, war ein Jurist regelmäßig der Leiter. In kleineren Gebieten verband man die Konsistorien mit irgendeiner Staatsbehörde, sogar einmal mit einem Forstamte.“<sup>1)</sup> Am Ende waren es die Fürsten, die die Kirche regierten und auch die Zucht in der Kirche regelten.

1) Uhlhorn, Geschichte der deutsch-lutherischen Kirche, I, 160.

Darin spiegelte sich ja nur der Geist der Zeit. Die Neigung der Fürsten ging dahin, alle Gewalt an sich zu reißen. Der französische König Ludwig XIV. (1643—1715) war Vorbild; jeder Hof in Europa äffte den des Grand Monarque in Paris. Und wie Ludwig schließlich auch die Kirche ganz und gar unter seine Kontrolle brachte (die „Vier Artikel der gallitanischen Freiheiten“, 1682), so fühlte sich jedes Fürstchen und jeder, der ein paar Acker Land beherrschte, betrogen, nach demselben Ziel zu streben. Politik schlich sich auch in diesen Teil des kirchlichen Lebens. Pastoren, die es mit der Kirchenzucht ernst nahmen, wurden darin nicht unterstützt; die dritte Stufe der Kirchenzucht wurde nicht angewandt, auch wenn der Betreffende offenbar und beharrlich unbußfertig war, daraus gar kein Hehl machte und jahrelang vom Sakrament ausgeschlossen war. Gehörten die Schuldigen zu den höheren Ständen, so nahmen die Fürsten sie in Schutz, gestatteten Loskaufung durch Geldbuße und betrogen, resp. zwangen die Pastoren, sie wieder zum Abendmahl zuzulassen. In Württemberg z. B. wurde Valentin Andrea vom Herzog daran gehindert, einen jungen Adligen wegen Unzucht in Strafe zu nehmen, so daß er protestierte: „Will man die Tauben verurteilen, die Raben aber fliegen lassen?“<sup>2)</sup>

Der Tiefstand wurde erreicht in der Zeit des Westfälischen Friedens. Daran war schuld an erster Stelle die sittliche Verwilderung, die infolge des Dreißigjährigen Krieges eingerissen war. Es ist nötig, daß wir uns die Zustände in Deutschland nach dem Kriege etwas vergegenwärtigen. Schmid, der geneigt ist, die Wirkungen des Krieges zu unterschätzen, sagt doch: „Derselbe hat den ganzen Kulturzustand Deutschlands um ein Jahrhundert zurückgeworfen. Armut und Sittenverwilderung erreichten aber einen früher nie gesehenen Grad.“<sup>3)</sup>

Die materielle Verwüstung, der wirtschaftliche Schade, den Land und Volk durch den Krieg erlitt, war unberechenbar. Krieg verwüstet immer, selbst wenn man nicht gerade darauf ausgeht zu verwüsten: so viele Männer, die auf so lange Zeit dem nützlichen Leben entzogen werden und sich dem unproduktiven Geschäft des Krieges widmen; so manches Heim, das durch den Krieg zerstört wird, so manches Heim, das wegen des Krieges nicht gegründet werden kann; so viele Leben durch Kampf und Krankheit zerstört. Aber von allen Kriegen waren die Religionskriege die schlimmsten, was allgemeine Verwüstung anlangte. Das gilt vom Dreißigjährigen Krieg. Alle Heere jener Zeit, dasjenige Gustav Adolfs ausgenommen, lebten von Raub und Plünderung. Ein ganzes Menschenalter lang pflügte die Horden Tillys und Wallensteins das mittlere und nördliche Deutschland von einem Ende zum andern, und nach dem Tode Gustav Adolfs waren die Schweden nicht besser; es gab gar bald weder protestantische noch katholische Armee mehr; beide Heere bestanden aus zusammengelau-

2) Tholud, Das kirchliche Leben des 17. Jahrhunderts, I, 199.

3) Geschichte des Pietismus, S. 21.

fenen Söldnern, ohne Volksgefühl, ohne Religion, ohne Mitleid oder Reue. Wer sein Hab und Gut verlor, wurde Soldat, um andere zu berauben. Wie sollten junge Mädchen ihren Lebensunterhalt verdienen? Sie schlossen sich dem Heeresstolz an und führten ein Schandleben. Wir hören von einer Armee von 40,000 Soldaten, der ein wildes Heer von 140,000 Männern, Weibern und Kindern folgte; und alle lebten von dem Lande, in dem sie gerade weilten. Mangel und Armut wurde so groß, daß ein Heer schnell von Ort zu Ort eilen mußte, um nicht Hunger zu leiden. Städte verfielen, das Land wurde wüst. Warum sollte man arbeiten, da man doch gewiß sein konnte, daß man die Frucht der Arbeit nicht werde genießen können! Müßiggang — aller Laster Anfang — wurde allgemein. Viele wurden einfach abgeschlachtet; viele starben an Hunger und Pest. In Krankheit gab es nur Elend und Tod. Selbst im Heer gab es nur wenige Ärzte. Verwundete fanden keine Pflege; es war billiger, neue Soldaten anzuwerben, als alte zu pflegen. Zwei Drittel alles Eigentums wurde zerstört, Handel und Industrie einfach vernichtet. Tausende von Dörfern und Städtchen verschwanden von der Landkarte. Die Bevölkerung Deutschlands fiel von 16,000,000 auf weniger als 6,000,000. Augsburg z. B., das vor dem Krieg 80,000 Einwohner zählte, hatte nach dem Friedensschluß kaum 16,000. Ganze Landesteile waren entvölkert. In Brandenburg konnte man ganze Tage reisen, ohne einen Menschen zu sehen. In Sachsen hausten die Wölfe in leeren Dörfern.

Natürlich folgte Verwilderung. Scheyll (*History of Western Europe*): „*Civilization had been destroyed, and what was left was barbarism.*“ Solch bittere Armut, verbunden mit Hoffnungslosigkeit, erzeugt oft Laster und Verbrechen. Die gänzliche Verarmung der Bevölkerung, die ein geordnetes Familienleben fast unmöglich machte, brachte mit sich vermehrte Unzucht; ganze Horden von wilden Weibern folgten dem Heer und überfluteten das Land. Krieg an und für sich entmenslicht, verroht; die Zügellosigkeit des Kriegeslebens ergreift auch Nichtkämpfer, besonders wenn die Soldaten wieder heimkehren. Jeder dachte nur an sich selber. Ein Pfarrer Heimlin in Württemberg klagt: „Alt und jung wußte nicht mehr anzugeben, was Gott und was Teufel sei; arme Wittven und Waisen wurden für Not geachtet, gleich dem Hunde auf die Gasse gestoßen, daß sie verhungerten und erfroren.“<sup>4)</sup>

Fast völlig aufgelöst war jedes Gemeindegewesen. Die allgemeine Bildung war unfähig gesunken. Die Volksschule auf dem Lande verfiel gänzlich, und andere höhere und niedere Schulen und Universtitäten standen leer — es fehlten beide Lehrer und Schüler. Auch gab es kein Geld, diese Anstalten zu erhalten. Das Geschlecht, das während des Krieges herangewachsen war, war ohne Schulen und Lehrer, vielfach,

4) Uhlhorn, l. c., S. 171.

ohne Kirche und Predigt aufgewachsen, abgestumpft durch Leiden und Entbehrungen, vielfach unter der langjährigen Gewalttherrschaft geradezu zur Verachtung aller ehrlichen Beschäftigung erzogen. Die wenigen Pastoren und Lehrer, die noch übrig waren, konnten der Arbeitslast nicht Herr werden und mußten dabei Hunger leiden. In Wolfenbüttel bekamen sie zwölf Jahre lang gar kein Gehalt. Der Haß der kaiserlichen Soldaten traf sie immer zuerst und am schwersten. Pfarrer Ludwig zu Sonnefeld versammelte acht Jahre lang seine Gemeinde durch Trommelschlag im Walde unter freiem Himmel, und Bewaffnete standen während des Gottesdienstes Wache; als keine Seele mehr übrig war, wurde er Feldprediger bei den Schweden. Nach der Schlacht bei Mördlingen umzingelten, plünderten und verbrannten Bayern und Kroaten die Stadt Calw; Valentin Andrea rettete sich durch Flucht und irrte lange mit seiner Familie und 200 halbnackten Flüchtlingen in Wäldern und Bergen umher. In der eingescherten Stadt fanden sich nach und nach 1,500 von den 4,000 Einwohnern der Stadt wieder zusammen, zum Teil verwilderte und übelgesinnte Leute. Dann brach die Pest aus; 772 starben in einem Jahr. Andrea war der einzige Pastor in der Stadt. Er bestattete 430 Leichen in drei Monaten.“<sup>5)</sup>

Schmid in seiner „Geschichte des Pietismus“ meint: „Daß unter diesen Umständen auch die Kirche gelitten hat, ist selbstverständlich. Doch ist der unmittelbare Einfluß dieser Zustände auf die Kirche geringer, als man erwarten möchte.“<sup>6)</sup> Vielleicht; wer eine starke oder gar krankhafte Phantasie hat, mag sich schlimmere Zustände vorstellen. Uhlhorn sagt: „Eiender hat es nie in Deutschland ausgesehen als nach dem Dreißigjährigen Kriege“<sup>7)</sup> und zeigt dann auf 22 Seiten, daß dies wirklich der Fall war. Schlimmer hätte es nur stehen können, wenn die Kirche ganz aufgehört hätte, was natürlich nicht der Fall war. Vereinzelt zeitigte der durchs Kreuz geprüfte Christenglaube die herrlichsten Früchte.

Dann kam der Westfälische Friede, 1648, und Paul Gerhardt konnte singen: „Gott Lob, nun ist erschollen Das edle Friede- und Freudewort!“ Und nun stand die Kirche vor ihrer Riesenaufgabe: ein vielfach verwildertes, aller christlichen Zucht entwachsenes Volk zurückzuführen zu einem geordneten christlichen Gemeinwesen, und zwar mit sehr geringen Hilfsmitteln, und das unter Verhältnissen, wie ein langer Krieg sie zu hinterlassen pflegt. Es mögen noch etliche Bemerkungen aus Uhlhorns Geschichte hier eingefügt werden. — Auffallend ist die große Zahl von Bränden nach dem Krieg, ein Zeichen, wie vernachlässigt und unsicher die Zustände waren (crime wave). — Die alte ungleiche Steuerverteilung blieb. Der Adel, der ein Drittel des Landes besaß, bestand auf seiner alten Steuerfreiheit und sträubte sich gegen eine neue Landvermessung. Die ganze Last der Kriegs-

5) Uhlhorn, l. c., S. 174. 182.

6) S. 21.

7) L. c., S. 185.

steuern lag auf dem Bürger und dem Bauer. Ein gewisser Herr von Münchhausen erklärte: „Der gemeine Mann ist einmal der Last und Sklaverei gewohnt; er empfindet nicht, ob er sich des Tages ein paar Stunden mehr oder weniger quälen, monatlich ein paar Pfennige mehr oder weniger liefern muß.“ — In Hamburg sollen sich 1,000 Huren befunden haben. Ähnlich urteilt Spener über Frankfurt und ein anderer über Berlin. In Württemberg mußten 1659 obrigkeitliche Verordnungen erlassen werden gegen die immer höher steigende Hurerei, gegen die feilen Dirnen, gegen Kindesmord und Sodomiterei. — Bei dem Adel und den Fürsten herrschte fast durchweg große Unfittlichkeit. In der Leichenpredigt für Johann Friedrich von Hannover wird ausdrücklich erwähnt, daß dieser Fürst sich nicht zu Tode geoffen habe. Die gleichzeitige Beschreibung der Göttinger Huldigungszeremonie von 1649 schließt mit den Worten: „Dieser Tag wurde freudig und mit jedermanns Kontentement geendet und gab ausbündige Käufche.“ — Fanatiker traten auf. Prof. Lapp erklärte in einer Rede (1653) „über den Tabak und dessen heutigen Mißbrauch“ durch dieses neue übel mache man seinen Kopf zu einem schändlichen Kamin und bringe sich um alles Genie. — Der Hexenwahn kam auf die Höhe, je größer die Noth und sittliche Verwilderung durch den langen Krieg geworden war, gefördert durch die Willkür despotisch und absolutistisch auftretender Beamter, ihre Kriecherei nach oben und ihre Gewaltthätigkeit nach unten, durch gehässige Zuträgerei und Privatfeindschaft und Nachsucht der Nachbarn, durch die Habsucht, Wollust und Blutgier der Ritter und Herren. — Der berühmte Jurist Carpzov (gest. 1666) rühmte sich, in seinen Hexenprozessen nicht weniger als 20,000 Todesurteile gefällt zu haben. Die wenigen Bestreiter des Irrwahns wurden nicht gehört. Sie finden sich zuerst unter den Protestanten, und erst nach ihnen trat der Jesuit Spee in die Schranken, freilich nicht den Hexenwahn, sondern nur das grausame Prozeßverfahren bekämpfend. Lutherische Pastoren haben ein nüchternes Urtheil in diesen Sachen gehabt. — Bettler überfluteten scharenweise das Land; als „Schnapphähne“, „Seckenbrüder“, „Waldfischer“ kamen sie mit Flinte und Säbel, mit Gewalt zu nehmen, was nicht gutwillig gegeben wurde. Zu Hunderten drängten sie sich bei Hochzeiten herzu und nahmen den Gästen das Essen vom Munde weg. — Ein Druck und eine Entmutigung lag auf dem ganzen Volk, wie sie nicht schlimm genug gedacht werden kann.

Es war eine gewaltige Aufgabe, vor die sich die Kirche in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts gestellt sah. War sie bei den scharflich verminderten Hilfsmitteln, die ihr zur Verfügung standen, der Aufgabe gewachsen? Auf der andern Seite standen die Fürsten, deren Oberhoheit über die Kirche durch den Westfälischen Frieden aufs neue bestätigt worden war und die natürlich auch für Sittenreform unter dem Volk eintraten. Es war nicht immer böser Wille, wenn sich die Fürsten in die Regierung der Kirche einmischten; manche meinten es

gut; sie wollten der Kirche und ihren Untertanen helfen. Natürlich war es aber auch, daß sie an allerlei äußerliche Mittel dachten, wie sie das verwahrloste Volk durch Polizeimaßregeln in die Kirche zurückzwingen könnten. Und natürlich war es auch, daß mancher, der ein verantwortungsvolles Amt in der Kirche hatte und ratlos vor dem Ruin stand, unter den Umständen die Hilfe der Obrigkeit gern annahm. Man sah nicht die Gefahr, daß ein erzwungenes Christentum immer nur äußerlich ist und nur so lange dauert und so weit geht, wie der Zwang reicht; daß ferner Kirchengucht in Händen der weltlichen Obrigkeit auch ganz gewiß der Wirkung jener Einflüsse ausgesetzt sein würde, wodurch oftmals die Regierung in weltlichen Dingen beeinflusst wird: Politik, Zweckmäßigkeit usw. Mancher hat es auch wohl nur für eine Notmaßregel gehalten, die hernach wieder abgeschafft werden könnte. So muß Tholuck selbst von einem Valentin Andrea sagen: „Seine Absicht ging eigentlich auf Ausübung der Sittenzucht durch frei gewählte, durch christlichen Sinn und strenge Sittlichkeit ausgezeichnete Mitglieder der Gemeinde; in der Wirklichkeit ließ er sich indes an den einmal bestehenden obrigkeitlichen Organen, den Schultheißen und Wögten, genügen, in deren Hände die lutherische Praxis die Sittenzucht gelegt hatte.“<sup>8)</sup>

So kommt es denn, daß Andrea selber bald klagen muß: „Zu einem solchen Grade der Unverschämtheit stieg die politische List und Gewalt, daß sie den neuen Satz aufstellten, der Fürst sei Bischof, in dessen Macht es stehe, wider Willen der Geistlichkeit einen Schuldigen loszusprechen“<sup>8)</sup> und, wie oben angeführt: Man verurteile die Tauben und lasse die Raben fliegen. So entwickelte sich mehr und mehr ein bloß äußerliches Christentum; wer nur äußerlich sich den Vorschriften der Kirche fügte, galt für einen guten Christen. Den Pastoren, die ihre Gemeinden zu geistlichem Leben erwecken wollten und ernstlich Kirchengucht zu üben suchten, waren die Hände gebunden. So gab es mancherorts schier unbeschreibliche Zustände. Saubert in Nürnberg berichtet im Namen der Pastoren an den Senat der Stadt, daß die Prediger nichts ausrichten können, „weil sie uns aufs stärkste in solchen Fällen despizieren, verlachen und verachten“; einer, der in achtundzwanzig Jahren nicht zum Tisch des Herrn gegangen und deshalb vorgeladen worden sei, habe ihnen sagen lassen: wenn sie Geld hätten und kaufen wollten, sollten sie kommen, sonst frage er nicht im geringsten nach ihnen; ein anderer, ein Flucher, habe ihnen lassen anzeigen, er käme nicht, wolle lieber auf den Turm gehen, „daher wir haben die Seele in Geduld fassen und es allein Gott im Herzen klagen können. Bei etlichen tut durchaus Schärfung der Strafe und Ausschluß von der Kirche not“. Allerdings!

Weil solchen, die gegen diese Cäsaropapie redeten, so wirksam die Hände gebunden waren, so ist wohl auch natürlich, daß gar manche

8) Tholuck, Lebenszeugen, S. 325.



Pastoren nachlässig wurden und mit dem „Allein-Predigen“ sich zufrieden gaben. Zudem waren es oftmals gerade die Fürsten, die am gottlosesten lebten, und die Prediger mußten den Mund halten, wollten sie nicht Amt und Brot verlieren. Hofprediger Händel in Ansbach saß seit 1712 volle zweiundzwanzig Jahre auf der Festung, weil er Serenissimus, den Markgrafen, auf der Kanzel angegriffen hatte. Ludwig Eberhard von Württemberg wollte sich von seiner Gattin trennen und seine Maitresse heiraten und erklärte seinem Hofprediger, daß ein lutherischer Fürst in Gewissenssachen niemandem als Gott allein Rechenschaft zu geben verpflichtet sei. Es wurde den Pastoren geradezu in ihren Beruf gesetzt; Meelführer in Ansbach mußte sich dazu verpflichten, „die Rechte Serenissimi in keiner Weise anzutasten“. So klingen oftmals die Predigten wieder von Lohhudeleien auf die Fürsten; man liebt, sie mit den Cherubim zu vergleichen, die über der Bundeslade schwebten; man nennt seinen Fürsten den Josias, den Josaphat, den Konstantin und Theodosius der Kirche. — Es gab freilich auch andere; Michael Walthers in Celle nannte bei dem Leichenbegängnis des im Streit erstochenen Grafen Rudolf Christian sein ganzes Gefolge einfach „Schweine“; und manche Prediger suchten ebenso autokratisch zu handeln wie die Fürsten; einer in Brandenburg tat die, welche ihm seine Weintrauben gestohlen hatten, öffentlich in den Bann, „dergestalt, daß er den Täter dem Teufel mit Leib und Seele übergebe, welcher ihn bis an sein letztes Ende quälen, nach dem Tode aber in den Abgrund der Hölle mit sich nehmen sollte“. Der wurde auf ein Jahr abgefetzt!<sup>9)</sup>

Tief blicken läßt es, wenn Großgebauer nach dem Kriege (1661) so über Pastoren und Gemeinden schreibt: „Wenn nur einer in der Gemeinde halb so viele Tugenden hat als ein ehrbarer Heide, wo er nur Geld, Ehre und Macht dabei hat, er darf nicht sorgen, daß er sollte in der Gemeinde eine schlechte Stelle bekommen, nicht ein vornehm Mitglied der Kirche sein. . . . Wir sind höchst sträflich, daß wir nichts unterscheiden und uns stellen, als wenn wir Gottes Wort wenig achten, daß wir einen jeden, er sei, wer er wolle, er habe in Christo einen guten Wandel geführt oder nicht, er habe Früchte der Buße gezeigt oder nicht, er habe den armen Heiligen in ihrer Not Hilfe getan oder nicht, einem jeden, sage ich, nachsingen: ‚Er hat getragen Christi Joch, ist gestorben und lebet noch.‘ . . . Weiter preisen wir alle Leute selig. . . . Wir stehen auf dem Predigtstuhl, lehren, predigen, sagen, daß unter der Sonne nichts Schwereres, Gefährlicheres noch Sorglicheres sei als eben einen guten Kampf kämpfen und das Ende des Glaubens davonbringen, nämlich der Seelen Seligkeit. Nun aber dem allein ungeachtet sterben gleichwohl die Leute alle selig, sie sind alle selig entschlafen, wofern sie nur etlichermaßen ein ehrbar bürgerlich=heidnisches Leben geführt und in ihrer letzten Stunde das Nachtmahl empfangen haben“.<sup>10)</sup>

9) Uhlhorn, I. c., S. 198. 203. 204.

10) Schmid, I. c., S. 18 ff.

Die Pietisten hatten recht: Zustände in der Kirche waren beklagenswert; Gewohnheitsschristentum und Verweltlichung in den Gemeinden, Einseitigkeit, Gleichgültigkeit, sogar Amtsuntreue unter den Pastoren, darüber klagten die Pietisten, und mit Recht. Wenn sie aber für diese Umstände die Orthodogie der Prediger verantwortlich machten und meinten, daß zur Reformation der Kirche noch etwas anderes nötig sei als die alten Gnadenmittel, öffentlich und sonderlich angewandt, so verkannten sie die Ursache des Übels. Diese lag vor allem in der Kirchenverfassung; Berufung der Prediger und Aufsicht über ihre Amtsverwaltung sowie Ausübung der Kirchengewalt lag nicht in den rechten Händen. Und zur Verschlimmerung der Zustände hatte beigetragen der schreckliche Krieg und seine Folgen.

Und wenn nun gar zur Rechtfertigung der Pietisten gesagt wird, es sei von seiten lutherischer Pastoren nichts geschehen, diese Zustände zu bessern, man sei gegen das Verderben ganz gleichgültig gewesen und habe sich, in tote Orthodogie versunken, nur mit scholastischen Zankereien abgegeben, so ist das einfach eine dumme Behauptung. Zu gewaltig ragen gewisse Namen in der Geschichte dieser Zeit hervor. Nur etliche derselben können namhaft gemacht werden.

Joachim Lütke mann (gest. 1655), der, aus Rostock vertrieben, in Braunschweig so erfolgreich wirkte, daß der Herzog von Braunschweig einen Dankbrief nach Rostock schickte dafür, daß sie ihm einen so wertvollen Mann überlassen hatten. Tholuck rühmt, daß er mit edler Freimütigkeit und biblischem Ernste das Evangelium predigte.

Heinrich Müller (gest. 1675), dessen Wirksamkeit nicht mit seinem Tode aufhörte, sondern in erhöhtem Maße durch seine Erbauungsschriften und Predigtsammlungen fortgesetzt wurde, die viel dazu beitrugen, daß wahres Christentum während der Zeit des Rationalismus nicht gänzlich ausgerottet wurde.

Christian Scriber (gest. 1693), weltbekannt, auch heute noch, durch seine trefflichen Erbauungsbücher und Predigten.

Johann Balthasar Schuppianus (gest. 1661), der zwar durch seine satirische Weise, die Sünde zu strafen, sich viele Feinde machte, aber gerade „durch seine natürliche Art durch Wort und Schrift den Weg zu den Herzen besonders der breiten Massen zu finden wußte und mit Eifer darauf drang, das Christentum im ganzen Leben mit vollem Ernst zur Geltung zu bringen“ (Meusel). Sein Fürst schützte ihn gegen alle Angriffe; er sagte: „Er hat einen hitzigen Kopf und ein deutsches Maul, aber auch ein ehrlich Gemüt und Herz.“

Johann Matthias Mehlfart (gest. 1642), der sich vor allem um die verwahrlosten Seminare verdienstlich gemacht hat.

Theophilus Großgebauer (gest. 1661) und Johann Valentin Andreae (gest. 1654), die schon mehrfach erwähnt worden sind.

Das sind nur wenige Namen; sie könnten leicht vermehrt werden. Zudem hat Kliefoth recht, wenn er darauf aufmerksam macht, daß

immer hinter jedem, der so durch seine Predigten oder Schriften berühmt geworden ist, viele gleichgesinnte stehen müssen, deren Vertreter sie sind; sonst hätten sie sich nicht halten können, ihre Dienste wären nicht begehrt, ihre Schriften nicht verbreitet und gekauft worden. Es ist tatsächlich an der Verbesserung der verderbten Kirche fleißig gearbeitet worden.

Ebenso heißt es der Geschichte direkt ins Angesicht schlagen, wenn man behauptet, jene Arbeit sei resultatlos gewesen. Das schlagendste Argument gegen diese Behauptung ist die Tatsache, daß Spener 1670 — zweiundzwanzig Jahre nach Schluß des Krieges — seine Collegia Pietatis einrichten konnte. Das führt besonders Alieboth aus in seiner Abhandlung über Beichte und Absolution.<sup>11)</sup> Nachdem er gezeigt hat, wie durch den Krieg alle Ordnung des kirchlichen und des Volkslebens abgebrochen war, wie man daher nach dem Kriege wieder an dem Punkt anknüpfen mußte, wo der Faden abgerissen war, fährt er fort: „Man darf auch die hierauf damals verwendete Arbeit und deren Wert nicht, wie so häufig geschehen ist, unterschätzen. Wir werden nachher sehen, wie in dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts eine Reihe von Männern, wie Spener usw., mit den Resultaten dieser Arbeit nicht zufrieden sind und Versuche über Versuche machen, dieselben zu verbessern. Aber die einseitigsten Lobredner dieser Spenerschen Besserungsversuche werden zugeben müssen, daß dieselben gar nicht im vierten Viertel des 17. Jahrhunderts hätten gemacht werden können, wenn nicht andere Leute im dritten Viertel desselben erst Ordnung gemacht hätten. Alle diese Spenerschen Versuche laufen ja darauf hinaus, daß das in äußerlicher Ordnung und Sitte Vorhandene geistlich belebt werden müsse, und setzen also einen wenigstens äußerlichen Ordnungszustand der Gemeinden voraus, der aber um die Mitte des 17. Jahrhunderts eben nicht vorhanden, sondern erst seitdem in wenigen Jahrzehnten wieder geschaffen war. Wenn man dies erwägt, wird man vielmehr jener Arbeit der Restauration seine Anerkennung zollen und es bewundern, wie dieselbe in wenigen Jahrzehnten ein zuchtlos gewordenes Volk wenigstens wieder in seine äußerliche Ordnung zu bringen vermocht hatte.“

Man hat diese Zeit mit der Zeit der Völkerwanderung verglichen; in beiden Perioden war es Aufgabe der Kirche, christliche Ordnung in das Chaos zu bringen. Das war nicht über Nacht abgetan. Aber zwei bis drei Jahrzehnte später, als die Pietisten auftraten, war es nicht mehr Chaos; es herrschte wieder Ordnung; es gab wieder überall Gemeinden. Diese Gemeinden, an denen Spener so viel auszusetzen hatte, und mit Recht, waren zum großen Teil eine Schöpfung dieser kurzen Jahre.

So stand es in der Kirche; das ist der Boden, auf dem der Pietis-

11) Liturgische Abhandlungen, Zweiter Band, S. 421 f.

muß gewachsen ist. Es fehlte viel; treue Christen waren sich dessen auch wohl bewußt; sie kannten auch die Mittel, wodurch allein die Gemeinden gebessert werden können, die Gnadenmittel; sie wirkten mit diesen Mitteln, hier mehr, dort weniger treu und gewissenhaft; ihre Arbeit war auch nicht vergeblich, es wurde besser in der Kirche. Aber den Pietisten ging das nicht schnell genug; sie suchten andere Mittel neben Wort und Sacrament, wodurch das Werk beschleunigt werden sollte.

L h e o. S o h e r.

## Biblical Methods of Poor-Relief.

We begin this study on the premise that no apologies are necessary for discussing the subject of poor-relief in these days of confusion and distress. Five years of the so-called "depression" lie behind us, and in spite of all that has been attempted by public and private agencies to bring back normalcy, some twenty million of our fellow citizens are still "on relief." This terrible plight of our friends and neighbors has become the concern of every thinking man and woman in America. The Christian in particular finds this situation a direct challenge. Again and again he is confronted with the perplexing problem: "Just what is the obligation of the modern Christian over against the poor?" The question deserves clear thinking and demands it now. The time has come for us to search deeply in the Scriptures for enlightenment and on the basis of divine truth to find an answer for this perplexing question.

Following a good old Lutheran custom, the writer, after carefully studying all the Scriptural references to the poor and needy, wishes to propose seven theses which, it is believed, will help clarify the issues involved. The first two of these are rather introductory, pointing out the existence and extent of the Christian's duty to his needy neighbor, while the last five deal directly with channels or methods of poor-relief.

### 1.

*Scripture teaches plainly that the Christian has a clear duty over against the poor and needy.*

The poor are referred to in the Bible over two hundred times. Besides this there are many references to the widows, the fatherless, and the needy. A careful examination of these many passages shows that God commands, exhorts, and expects the Christian to protect and to provide for the poor and needy. God Himself is their constant Champion and Defender and Strength, Is. 25, 4; Ps. 140, 12. And we are told that His wrath and vengeance is poured out upon those who oppress the poor and withhold from them the necessities of life, Amos 4, 1—3; Ezek. 22, 29—31; Matt. 23, 14.

The Book of Genesis has nothing in particular to say about the